

Frankfurter Allgemeine Zeitung, Stilseite

Und das nicht nur zur Mittagszeit

Des Mittags ist die existentielle Gefährdung des Menschen am größten. Bleierne Müdigkeit senkt sich auf ihn hinab, ein Gefühl von Leere und Unlust breitet sich aus, das Leben erscheint qualvoll, sinnlos und unendlich langweilig. Die Mediziner, die großen Profanierer des Daseins, schieben alles auf den Biorhythmus, erklären die Hypotoniker und Mittagesser für die vor allem Betroffenen, raten wahlweise zu Mittagsschlaf oder Bewegung an der frischen Luft und verdrängen damit das zwar bedrohliche, aber doch auch rettende Potential dieser Gestimmtheit. Da sind sie sich letztlich – wen wundert's noch? – mit der ach so metaphysischen und erlösungsfreudigen Christenheit vollends einig. Für die ist's selbstverständlich nichts Biologisches, sondern der numinose Mittagsdämon, der die Irdischen zu Trägheit und Überdruß verführt, zur Quelle allen Übels, der Acedia, die gnadenlos die spirituelle Achtsamkeit des Gläubigen attackiert. Sein niederträchtiges Handwerk vollbringt dieser gefährlichste aller Dämonen zwischen der vierten und achten Stunde nach Sonnenaufgang, klagt der Mönch Evagrius Ponticus bereits im 4. Jahrhundert. Die teuflischen Einflüsterungen hindern den Heimgesuchten, sich weiter auf seine Pflichten zu konzentrieren. Bei der Lektüre der Heiligen Schrift muss er unablässig gähnen, mächtig fühlt er sich zum Schlaf hingezogen. Die Zeit steht still, fünfzig Stunden mindesten scheint der Tag zu haben. Unruhig irrt der Blick des Versuchten durch die Zelle, auf dass ein Kollege vorbeikäme, ihm die Zeit zu vertreiben. Im nächsten Augenblick schon verwandelt sich der Wunsch nach Geselligkeit in einen starken Widerwillen gegen die Mitmenschen. Der Überdrüssige starrt aus dem Fenster, möchte hinauspringen und die Sonne beobachten. Doch auch die hält sich bedeckt. Oh Gott, wo bist du? Kein Ort nirgends! In dieser Verfassung ist dem Menschen das Leben nichts als Mühsal und Mangel, und sehnlichst wünscht er sich, dass es ganz anders sei, woanders, leichter, erfüllter. Das wünschen wir uns natürlich heute immer noch, mehr denn je, auch wenn oder gerade weil seit dem mittäglich überdrüssigen Evagrius einige Jahrhunderte ins Land gegangen sind, die Welt inzwischen hoffnungslos entzaubert vor uns liegt und wir nicht einmal mehr einen frechen Dämon für unsere Langeweile verantwortlich machen können und für unser Sehnen. Längst ist der Übeltäter als innere Stimme entlarvt und die Langeweile als Grundbefindlichkeit des transzendental obdachlosen Subjekts. Das in der Langeweile zu sich selbst kommt. „Die tiefe Langeweile

langweilt dann, wenn wir sagen, oder besser, wenn wir schweigend wissen, es ist einem langweilig“, wußte der langweilige Heidegger das Bewußtsein dieses quälenden Zustands quälend zu Bewußtsein zu bringen – und sich damit wohl selbst die Langeweile zu vertreiben. In der Langeweile wird der gelangweilte Seiende dem langweiligen Sein seiner Existenz gewahr. Darin liegt ihr metaphysischer Sinn, der das langweilige Dasein zu einer höheren Wahrheit zu transzendieren vermag. Ein großes Versprechen – und ein Fluch. Denn der Gelangweilte steht am Abgrund. Für den schmerzreichen Leopardi war der Überdruß am Mittag der im Leben gefühlte Tod, und Kierkegaard, dessen dunkles Gemüt man allzu leichtfertig mit seiner skandinavischen Abkunft zu erklären versucht ist, betrachtete die Langeweile neben Verzweiflung und Angst als Symptom der Krankheit zum Tode. Ja, sie sind alle zutiefst schwermütig, die großen Gelangweilten. Das hängt wohl oder übel zusammen. Aber um groß zu sein, mußten sie sich auch wirklich langweilen. Wie Baudelaire etwa, der luzide Dichter des "Enivrez-vous" (Betrinkt euch!), dessen schöpferische Einbildungskraft erst durch die unerträgliche Ödnis entfacht wurde, die er dem Leben gegenüber empfand. Ein Hoch auf den Ennui! Was wäre die Menschheit ohne ihn! Oder der nicht minder überdrüssige Benjamin, der sich von dem spleenigen Pariser soufflieren ließ und die Langeweile, gemäß seiner großbürgerlichen Verzärteltheit, mit einem warmen grauen Tuch verglich, dessen Innenseite das schillernde Seidenfutter der Träume ist. Recht hat er. Erst wer sich langweilt, kann träumen, kann das Andere erfahren, das immer auch das Andere der Langeweile ist. Das wußte im Grunde schon der frühzeitige Evagrius in seiner Zelle, dies jedoch positiv zu denken, da war Gott vor. Heute ist es die Zeit. Sie läßt uns keine Zeit mehr zur Langeweile. Wir sind beschäftigt, und sind wir es mal nicht, beschäftigt uns die Freizeitindustrie mit ihren imperativen Rezepturen zur Vertreibung der Langeweile. Plätzchen backen gegen Langeweile, Puzzeln gegen Langeweile, Pfadfinden gegen Langeweile, Philosophieren gegen Langeweile ... So kommen wir gar nicht mehr dazu, um mit Kracauer einen weiteren Apologeten der Langeweile anzuführen, die Unerfülltheit zu spüren, aus der die Fülle zu keimen vermag. Wäre da nicht das Mittagstief, das unwillkürlich und biorhythmisch zwangsläufig über uns Leibliche hereinbricht und uns mit physiologischer Unbedingtheit zum Überdruß verdammt. Das Mittagstief ist das letzte, unzerstörbare Residuum der Langeweile, Chance und Aufgabe zugleich, und ein Held schon fast, wer in einem Akt des Willens und der Menschenwürde dem drängenden Schlafimpuls widersteht und nicht, dem Körper dumpf ergeben, den Kopf auf die Schreibtischplatte sinken läßt. Benjamin

sagte: „Die Langeweile ist die Schwelle zu großen Taten.“ Er meinte damit nicht, sich für die Zukunft vorzunehmen, mittags weniger zu essen.